

Obdachlos

von Helen Behn

Einsamkeit. Dabei bin ich unter Menschen. Rechts überholt mich ein SUV, um knapp vor mir links wieder einzuscheren, obwohl ich sechzig fahre. Es ist eine der belebten Ausfallstraßen der Großstadt. Als wir auf gleicher Höhe sind, passieren wir die Rennbahn und eine Bushaltestelle, an der fremde Menschen stehen.

Ich will zum Supermarkt, nur ungern. Die Menschen im Laden nerven mich jetzt schon. Wie sie aggressiv und mit versteinerten Gesichtern die Einkaufswagen durch die Gegend schieben und immer dorthin, wo ich mir gerade etwas aussuchen möchte - und zwar in Ruhe -. Keiner lächelt, keiner lässt einen vor, jeder kämpft für sich allein um die Produkte, die in Massen in den Regalen liegen.

Alleine bin ich auch dort nicht, auf dem Parkplatz, der für hunderte von Autos Platz hat. Warum ist gerade heute das Gefühl der Einsamkeit so schwer? Vielleicht sind es die letzten Töne und Worte von Udo Jürgens, der mir seine Einsamkeit nach den Konzerten voller Emotionen vermittelt. Vielleicht trifft mich das ins Herz – die Melodie, die sensible Wortwahl, die sanften Klänge. "Erst das viele Licht und dann die Leere..." Zehn nach elf, nach zwölf, nach eins oder vielleicht nach zwei. Es ist das letzte Lied aus der Mitte seines Lebens.

Ich war auf einigen Konzerten. Das ist länger, Jahre, fast Jahrzehnte her. Ich habe fast alle neueren CDs. Der letzten zwanzig Jahre, geht es mir durch den Kopf. Und mein Alter. Im letzten Jahr habe ich darüber nachgedacht, wieder einmal ins Konzert zu gehen. Trotz horrender Ticketpreise. Ich hatte mich noch nicht entschieden. Nun muss ich nicht mehr entscheiden.

Im Laden ist es grell und von Leere keine Spure. Um mich herum tummeln sich Menschen, deren Sprache ich nicht verstehe. Manche haben dunkle Hautfarbe, andere sind heller, die meisten haben schwarze Haare, sind schwächling. Manche telefonieren und wirken dabei wahnsinnig aufgeregt, weil ich sie

nicht verstehe. Wahrscheinlich reden sie genauso über belanglose Dinge, wie es die Handy-Menschen tun, deren Sprache ich verstehe.

Der Stadtteil hat sich verändert. Wir haben zwei Flüchtlingsheime und ein kleineres Containerdorf in der Nähe. Das Sortiment im Laden hat sich geändert. Vielleicht nehme ich es anders wahr. Früchte werden angeboten, von denen ich vorher nichts gehört, mich nie mit ihnen beschäftigt hatte. Das Sortiment ist eine Bereicherung für meinen Speiseplan und anscheinend ein Markt für den Markt. Manches kommt aus dem Senegal, manches aus Kenia. Das Heimische aus Deutschland und das mir Vertraute aus Gewächshäusern aus den Niederlanden.

Während ich meinen Einkaufszettel abarbeite, verliert sich die Einsamkeit in der Konzentration, nichts Wesentliches zu vergessen. Milch, Obst, Brot und für morgen früh ein paar Aufbackbrötchen, nichts wirklich Wesentliches. An der Kasse vergesse ich meine Gefühle, weil ich den Kassierer nicht kenne und angefangen haben, seine Bewegungen zu studieren, während ich meine Sachen aufs Band lege.

Es regnet, als ich aus dem Laden komme. Die Tropfen platschen auf die Tetrapaks und das Klopapier. Manche sind richtig dick, beinah wie Schneeregen. Sie bilden breite Flächen, wenn sie landen. Ich freue mich, weil ich Regen mag. Es ist dunkel dort, wo ich parke. Einsam ist es da. Die alten Parklücken sind zu schmal für die modernen Autos. Ich gehe gern ein paar Schritte, habe gerne beim Einräumen Platz um mich. Ich finde die Einsamkeit, weil ich dort parke, wo ich nur selten jemanden neben mir habe.

Die Kofferraumklappe ist offen. Ich packe aus und ein. Aus dem Einkaufswagen in die Taschen, in den Kofferraum. Die Tropfen höre ich nicht, weil meine Gedanken bereits ums Ausladen und Verstauen zu Hause kreisen. Aber ich fühle sie die paar Sekunden, bis mich der Mann anspricht, den ich vorher aus dem Augenwinkel wahrnahm. Habe ich Angst dort hinten alleine, in der Einsamkeit des Parkplatzes? Nein, Angst habe ich nicht. Ich nehme es in Kauf, dort allein zu sein.

"Sie haben mich das letzte Mal schon gefragt", sage ich, bevor er mich anspricht.

"Entschuldigung, ich will mich nicht aufdrängen."

Das tut er nicht. Wenn er spricht, riecht es nach einem Gemisch von Pfefferminzbonbon und Alkohol. Das letzte Mal, vor Monaten, im Sommer, hatte ich ihm was gegeben. Er trägt den großen blauen Rucksack. Wie beim letzten Mal.

"Wie alt sind Sie, fünfzig?"

"Sechsendvierzig". Ich gehe davon aus, dass er nicht lügt.

"Haben Sie eine Ausbildung?"

"Nein."

"Einen Schulabschluss?"

"Nein."

"Haben Sie schon gegessen?"

"Ja."

Er schiebt hinterher: "Wegen Schwarzfahren und Einbruch. Kein Raub auf eine Bank oder so was. Kinder habe ich nie angefasst. Keine Frau vergewaltigt."

Den Fünf-Euro-Schein, den ich ihm gegeben habe, hält er in der Hand. Der Regen fällt auf mich, auf ihn und zwischen uns. Die Minuten vergehen.

"Menschen, die obdachlos sind, tun sich mitunter schwer, wieder in einer Wohnung zu leben – geht Ihnen das auch so?"

"Es ist die Erfahrung des Gefängnisses. Ich brauche meine Freiheit."

"Hmm."

"Meine Meldeadresse ist eine Obdachlosenunterkunft. Wenn Menschen sehen, dass ich dort wohne, dann wollen die mich nicht so gerne."

"Farbige haben manchmal auch bei der Wohnungssuche Probleme mit Stigmatisierungen."

„Kann ich mir vorstellen.“

Die Minuten vergehen. Ein älteres Ehepaar steht in großer Distanz wie festgewachsen. Er hatte sie vorher angesprochen, als ich gerade meinen

Einkaufswagen an ihnen vorbei schob. Sie können nicht verstehen, dass man sich mit so Einem unterhält. Als Frau. Alleine. Im Dunkeln.

Ich wurde oft angelogen. Beschuldigte, Betroffene, andere Gegenüber, logen, weil es ihr Recht war oder einfach nur so. Meistens habe ich nicht gezweifelt, eine Lüge nicht erkannt zu haben. Ich sagte, was ich dachte: ich werde nicht gerne angelogen, sagen Sie lieber nichts, als zu lügen. Ob der Mann lügt, weiß ich nicht. Ich habe nicht das Gefühl, was ich sonst oft habe.

Mit elf Jahren den ersten Polizeikontakt, die Eltern Alkoholiker, Probleme in der Schule und heute regelmäßig beim Amt zu erscheinen, um das Geld zu erhalten.

"Es ist schade. Ich glaube, Sie haben Potenzial und Ressourcen."

"Die Leute, die meinen, nur, weil sie Geld haben, sind sie was Besseres. Die Gesellschaft, dazu will ich nicht gehören."

"Diese Zwänge haben Vorteile: ein eigenes Sofa, ein eigene Dusche, ein Zuhause. Sie könnten trotzdem den ganzen Tag draußen sein, betteln – und dennoch zu Hause."

„Schnorren.“

An den Packungen von Fischstäbchen und Spinat bildet sich Schweißwasser. Möglicherweise sind es die Regentropfen.

Ich habe zwei Dinge gemacht. Eigentlich drei, oder zwei einhalb. Es ist Jahre her, dass ich einem Bettelnden derart viel Geld gab, ich habe in meiner Freizeit und einer Fremde, an der ich regelmäßig verkehre, gesagt, dass ich Polizistin bin und ich habe als Polizistin einem Gegenüber die Hand gegeben.

Ich räume den Rest ein, kontrolliere instinktiv, ob mein Portemonnaie in der Jackentasche ist. Wie absurd, denn uns trennten nicht allein Regentropfen, sondern vielleicht ein Meter, wenn nicht mehr. Sekunden denke ich, es könnte etwas aus meinem Einkaufswagen fehlen. Ein zweiter Mensch könnte Dinge rausgenommen haben, während ich mit dem ersten Menschen sprach. Irgendwie total spinnert!

Der Mann geht dorthin, wo er her kam, Richtung Haupteingang. Und ich? Ich steige zu Udo Jürgens in mein Auto. Von Zehn nach Elf springt die CD zum

ersten Lied. Der Mann ist das Problem. Das Lied ist toll, keine Frage. Aber wie unpassend gerade. Denn Eines fühle ich den ganzen Weg bis zu Hause nicht mehr: tiefe Einsamkeit – selbst unter Menschen.

© *Helen Behn* | www.helenbehn.de